

Andrzej Pilipowicz

### **Die Befreiung von der Vergangenheit in Hans Erich Nossacks Erzählungen *Der Untergang* und *Nekyia***

In Nossacks Erzählungen *Der Untergang* (1943)<sup>1</sup> und *Nekyia* (1947)<sup>2</sup> erscheint die Vergangenheit vor allem im Kontext der nazistischen Ideologie. Zwar gibt es keine direkten Bezüge auf die Zeit vor dem Krieg, aber diese Periode fungiert als kontrastierende Ebene zu den von den Ich-Erzählern beobachteten gegenwärtigen Änderungen in der sie umgebenden Welt. So ist die Vorkriegszeit ständig präsent. Die beiden Werke sind insofern bedeutsam, als sie das Moment fassen, in dem sich der Bruch mit der Vergangenheit und mit der Einsamkeit infolge einer totalen Katastrophe vollziehen kann. Hier manifestiert Nossack deutlich seine oppositionelle Haltung dem Nationalsozialismus gegenüber. Er selbst verweist im *Essay Jahrgang 1901* darauf, daß die Vernichtung Hamburgs eine äußere Form dessen war, was bisher nur in seinem Inneren existierte und was als Leben im Nichts bezeichnet wurde<sup>3</sup>. Nahm er vor dem Krieg aufgrund des Systems an nichts teil, so zerstört die Katastrophe jetzt alles, woran andere bisher teilnahmen. Diese Aussage von Nossack führt Inge Hofsummer weiter aus und entnimmt schon daraus den Glauben des Schriftstellers an das

<sup>1</sup> Hans Erich Nossack, *Der Untergang*. In: Hans Erich Nossack, *Erzählungen*, Frankfurt am Main 1987, S. 7-51. (Abgekürzt als DU).

<sup>2</sup> Hans Erich Nossack, *Nekyia*. In: Ebenda, S. 119-217. (Abgekürzt als N).

<sup>3</sup> Hans Erich Nossack, *Pseudobiographische Glossen*, Frankfurt am Main 1971, S. 150.

der Katastrophe innewohnende kreative Potential<sup>4</sup>. Die Bombardierung der Stadt Hamburg (21. Juli 1943), deren Zerstörung beinahe mit dem Weltuntergang gleichgesetzt wird, scheint den Rahmen zu sprengen, in den die Protagonisten der beiden Erzählungen eingepfercht wurden, und verspricht einen durchgreifenden Wandel in allen Bereichen der menschlichen Existenz. In erster Linie zielen die Hoffnungen, die die Katastrophe aufkommen läßt, auf das Ende der NS-Diktatur, die das Gefühl der Einsamkeit der Protagonisten hinsichtlich des totalitären Systems zum Äußersten getrieben hat.

In diesem Aufsatz wird der Versuch unternommen, auf das Problem der Befreiung der Protagonisten von der Vergangenheit in den genannten Erzählungen, in denen mehrere autobiographische Züge des Schriftstellers zu finden sind, einzugehen. Es ist auch erforderlich, die Frage zu beantworten, wie der Bruch mit ihr erkennbar wird. Schließlich wird die Rolle, welche die Abstreifung des Vergangenen spielt, besprochen.

In *Nekyia* haben wir es mit einer imposanten, aber verständlichen Determiniertheit, alles Vergangene verschwinden zu lassen, zu tun. Der Protagonist strebt die Befreiung von der Vergangenheit so sehr an, daß er ihr entgegensteht, auch wenn dieser Forderung grausame Ereignisse zugrunde liegen, denen andere zum Opfer fallen. Angesichts der überall vorhandenen Verwüstung durch die Katastrophe, die als eine von außen kommende und einzig mögliche Kraft, das Land aus der gültigen Ordnung herauszureißen, angesehen wird, glaubt er der Vergangenheit verlustig zu werden. Er vergleicht den Verlust der Vergangenheit mit dem Verlassen eines Gefängnisses (N, 145) (DU, 31), was über sein Verhältnis zum bisherigen Leben, das in völliger Isolation verlaufen ist und jede Gemeinsamkeit ausgeschlossen hat, Auskunft gibt. Den Verlust der Vergangenheit setzt er der Befreiung von dem Teil seines Lebens gleich, den er nicht akzeptierte und der ihm seine Identität erschwerte, wobei sich solch eine Beziehung zum Vergangenen aus dem Willen ergibt, die Wirklichkeit von den bisher in Kraft bleibenden gesellschaftspolitischen Verhältnissen getrennt zu sehen. Schon in den zu besprechenden Erzählungen wird die auch in

Nossacks anderen Werken auftretende Darstellung des Kampfes um die Selbstverwirklichung dadurch betont, daß das Dasein, das dem totalitären System und der von der Familie bewahrenden und kontinuierten bürgerlichen Ordnung ausgesetzt war und in ihm zu ersticken drohte, zurückgewiesen wurde. Ausschlaggebend erscheint das Verhältnis des Ich-Erzählers in *Nekyia* zu seinem Namen, mit dem er nicht einig war, weil der Name ihn und die Umgebung verkettete. Daraus, daß er durch den Namen an die Umgebung gebunden war, ist zu schließen, daß er sich durch die Trennung der Person vom Namen aus dieser Beziehung gelöst hat. Seine Namenlosigkeit beweist ihm, daß die Welt um ihn zugrunde ging und er mit ihr nichts mehr gemeinsam hat. Die Funktion des Namens als eines grundsätzlichen Bindegliedes zwischen ihm und der Familie (Gesellschaft) sehen wir im folgenden Zitat:

Mein Name lauerte schon im Gebüsch auf mich. Versuche ich aber die Tür zu öffnen, hinter der ich die Kindheit vermutete, neugierig, ob wohl auch ich so vielen Wesens davon machen könnte wie andere, so war es, als säßen hinter der Tür Leute beim Abendessen. (...) Das war mir unangenehm, deshalb ließ ich es ganz, danach zu forschen. Es war ja möglich, daß man vergessen hatte, mich zu gebären, und den Leuten war es unangenehm, an diese Unterlassung erinnert zu werden. Es ging ja auch dahin ganz gut ohne Kindheit, und wenn es nötig sein würde, ließ es sich vielleicht nachholen. (N, 159f.)

Daraus läßt sich die eindeutige Folgerung ableiten, daß der Name als Indikator für die gestörte Beziehung zwischen dem Protagonisten und der Familie gilt und als Kennzeichen der Welt betrachtet werden muß, in der alles von anderen bestimmt wird. Deutlich manifestiert sich die Abneigung des Ich-Erzählers gegen seine Familie, deren Indolenz gnadenlos entlarvt wird. Er will in seine Kindheit nicht zurückversetzt werden, um die früheren Beziehungen nicht wieder einzugehen, und wird sich dessen bewußt, daß er zu ihr nicht gehört und nie gehörte, wenn die Angehörigen ihn in ihr Leben nicht integrierten und seine Anwesenheit ignorierten. Die Trennung des Namens von der Person ist um so wichtiger, als er ihr das Leben zu verdanken hat. Dank der Position des Außenseiters und des Oppositionellen zur gesellschaftlich-politischen Ordnung, die sich durch das Abstreifen des Namens endgültig vollzog, konnte er die Katastrophe überleben, weil die ande-

<sup>4</sup> Inge Hofsommer, *Aufrechtstehen im Nichts. Untersuchungen zum A-Sozialen im Werk Hans Erich Nossacks*, Frankfurt am Main 1993, S. 18.

ren ihn „nicht nachzuziehen vermochten, als sie zugrunde gingen“ (N, 133). Indem er sich früher von anderen absonderte, war es möglich, das Gesamtchicksal zu vermeiden: Es scheint, daß eine höhere Macht über das Schicksal der Menschen Gericht hält, wenn der Protagonist als derjenige am Leben bleibt, der der zu vernichtenden Ordnung gegenüberstand, während die Katastrophe alle anderen mit dem alten System in den Abgrund getrieben hat. Die Befreiung von der Vergangenheit wird auch durch den Mangel am eigenen Bild bestätigt, was dem Verlust der immer auf die Einwirkungen der Umgebung angewiesenen Existenz gleicht und so einen sichtbaren Beweis dafür liefert, daß seiner bisherigen Situation schließlich ein Ende bereitet wurde. Durch die völlige Zerstörung seiner gewohnten Welt wird er sich seiner eigenen Verwandlung bewußt<sup>5</sup>, die – um diese Feststellung von Kurt Rothmann zu ergänzen – schon seit einiger Zeit dauerte und das Niveau erreicht hat, das ihn von anderen derart unterschied, daß er den alle betreffenden Ereignissen standhält.

Außer daß der Ich-Erzähler seinen Namen aussetzte und die frühere Symbolik, z. B. die der Rose<sup>6</sup>, jetzt keine Begründung findet, ist auch die Sprache als Merkmal des Menschen bezeichnet, das der Vergangenheit angehört, weil sie sich nach dem Untergang nicht bewährte. Einerseits vermag der Mensch angesichts der Katastrophe keinen Ton aus sich herauszubringen, weil überhaupt keine Laute wegen der psychischen Erschütterung ausgesprochen werden können, woran sich das Ausmaß der Verwüstung erkennen läßt:

Wozu ward eine Stimme uns verliehn,  
wenn wir nicht auch am Abgrund singen? Wann  
ging eine Stimme je verloren dann? (N, 120)

Andererseits resultiert die Zugehörigkeit der Stimme zur Vergangenheit daraus, daß die Sprache der neuen Situation nicht gewachsen ist. Die Sprache muß als überflüssig angesehen werden, weil es überhaupt

<sup>5</sup> Vgl. Kurt Rothmann, *Deutschesprachige Schriftsteller seit 1945 in Einzeldarstellungen*, Stuttgart 1985, S. 298.

<sup>6</sup> Da die Rose auf sehr unterschiedliche, oft gegensätzliche Begriffe (z. B. Leben und Tod, Vergänglichkeit und Unzerstörbarkeit) bezogen wird, erscheint sie als universales Symbol für das, was in der Vergangenheit existierte. (Vgl. Władysław Kopański, *Symboli*, Warszawa 1990, S. 361 - 364).

nichts gibt, was man mittels der Wörter/Worte<sup>7</sup> ausdrücken könnte. So verlor die Sprache, als eine der wichtigsten Voraussetzungen für Kommunikation betrachtet, ihre Funktion, weil alle Werte und Sachverhalte, die sie übermittelte, der Vergangenheit angehören. Es steht fest, daß dies vom Protagonisten erwünscht war, weil die Katastrophe die Reinigung der von der nazistischen Ideologie geprägten Sprache bewirkte<sup>8</sup>. Die Wörter wären imstande, das Vergangene aufkommen zu lassen, aber die neue Situation verdrängte sie und brachte sie um ihre Bedeutung in bezug darauf, daß alle Sachverhalte, auf die sie sich bezogen, verlorengingen. Die Wörter haben keine Gültigkeit mehr, weil die Sprache raum- und zeitgebunden ist. Mit dem Verlust der Vergangenheit sind also auch die Wörter, die an die jeweilige Ordnung gebunden sind und nur innerhalb dieser Ordnung gelten, außer Kraft gesetzt<sup>9</sup>. Diesen Gedanken von Ingeborg M. Goessl kann man in der Richtung entwickeln, daß die Sprache die Menschen zu einer Gemeinschaft zusammenschließt: Wer in die von der Mehrheit angenommene konnotative Bedeutung der Sprache nicht mit einbezogen wird, der wird aus ihr ausgeschlossen. In der neuen Situation haben wir es mit einem (Wert-)Vakuum zu tun, mit einer Aufhebung der

<sup>7</sup> Bei Nossack kann es sowohl auf einzelne Wörter, die die nazistische Ideologie direkt exponieren und sie unverwechselbar wachrufen, als auch auf deren Sequenz (Sätze) ankommen, die bis vor kurzem lediglich zur Zeit der NS-Herrschaft herausgebracht wurden und deren Hintergrund bildeten.

<sup>8</sup> Die Worte mit ihrer Funktion als Träger der Vergangenheit kommen deutlicher in *Klonz* zum Ausdruck, wo sie die Menschen in die Vergangenheit zurückversetzen und den Weg nach dem früheren Maßstab markieren: „Denn vor allem müssen wir uns vor den großen Worten hüten. Ich meine, vor den Worten, die einmal einen großen Klang hatten. Viele gebrauchen sie noch, und es ist anzunehmen, daß sie es gut meinen. (...) Indem sie sie weitergeben, versuchen sie, sich selber daran aufrecht zu halten. Wehe ihnen, wenn sie merken, daß es nur ein Rückschauen in eine verlorene Vergangenheit ist. Und wehe uns, wenn wir uns danach richten wollen“ (Hans Erich Nossack, *Klonz*. In: Hans Erich Nossack, *Erzählungen*, a. a. O., S. 286). Die Anspielung auf den NS-Wortschatz ist leicht festzustellen. Nossack verweist auch darauf, daß die Wörter selbst nicht so wichtig sind, sondern ihr Verständnis und Gebrauch. Man kann das alle Sprachsystem behalten, aber die Menschen sollen ihm einen die Nazizeit nicht heraufbeschwörenden Kontext durch die Verbreitung und Festigung der neuen Assoziationsmechanismen verleihen.

<sup>9</sup> Vgl. Ingeborg M. Goessl, *Der handlungslose Raum bei Hans Erich Nossack*. In: „Monatshefte“ (1974), Nr. 1, S. 35.

Raum-Zeit-Ordnung oder – anders formuliert – mit einem Nichts, das jeglicher Zusammenhänge entledigt ist<sup>10</sup>. Die Funktion der Sprache wird dann restituert, wenn aus diesem Vakuum ein neues Wertesystem hervortritt und sich neue, das Nichts füllende oder verdrängende Verhältnisse herausbilden. Der Verlust der Stimme betont den Bruch mit dem Vergangenen noch stärker: Die Folgen der Zerstörung verfolge die Betroffenen die Stimme, so daß die Vergangenheit auch infolge der eventuellen Gewohnheit, das mit alten Konnotationen belastete Vokabular zu verwenden, nicht lebendig gemacht wird. Außerdem gibt der Protagonist zu, daß der Bruch mit den alten Denkge-wohnheiten größere Schwierigkeiten, sich vom Vergangenen zu trennen, bereitet, denn das Denken scheint fester und tiefer in der Vergangenheit verankert zu sein und der neuen Situation einen stärkeren Widerstand zu leisten:

(W)ie dürfte ich nach dem, was geschehen war und in der Lage, in der ich mich befand, behaupten, daß ich über die rechte Urteilskraft verfüge? Vielleicht dachte ich noch so, wie ich es von gestern her gewohnt war, und nicht so, wie es dem gegenwärtigen Zustand angemessen war. (N, 124)

Aus diesem Zitat ersehen wir, daß der Protagonist der Macht der Gegenwart erliegt und einen Moment nach der Katastrophe noch seine oppositionelle Haltung bewahrt, aber sogleich kommt er zu der Überzeugung, daß sie ihre Legitimation in bezug auf das Nichts verloren hat. Das von der Vergangenheit gestaltete Innere des Menschen also ist noch nicht bereit, die äußeren Umstände restlos zu rezipieren und sie erneut widerzuspiegeln.

Die Katastrophe verleitet auch zu weiteren Reflexionen über die Sprache, die zu Bewußtsein bringen, daß einzelne Wörter mit einer Bedeutung belegt werden, die austauschbar ist. In diesem Sinne spricht Hans Goetke vom Versagen der Sprache<sup>11</sup>, wenn sich die alten

<sup>10</sup> Die Katastrophe verneinte die für den Protagonisten völlig sinnentleerten Werte und ließ seine Handlungen im Nihilismus anstehen, aus dem neue Werte auftauchen. Das Nichts – betont Brigitte Kawohl entschieden – bedeutet noch nicht Geschaffenes. (Vgl. Brigitte Kawohl, *Ein Engel aus Algier: zum Verhältnis von Hans Erich Nossack zu Albert Camus*, Giessen 1997, S. 30).

<sup>11</sup> Vgl. Hans Goetke, *Hans Erich Nossack: Der Untergang*. In: „Der Deutschunterricht“ (1963), H. 3, S. 63.

Inhalte der Wörter nicht bewahren und sich als schwankend erweisen. Die Wirklichkeit vor der Zerstörung war zwar sprachlich fixiert, aber diese Fixierung stellte sich als keine konstante Größe heraus: In der Wirklichkeit decken sich Ding und Begriff nur scheinbar<sup>12</sup>, wodurch zusätzlich das Problem der Unerkennbarkeit der Wahrheit angeschnitten wird, das als Fehlen der absoluten Größe anzulegen ist. Die Bedeutung der Wörter und der Wert der Dinge kann nicht erkannt, sondern nur verliehen werden. In der Erzählung *Der Untergang* wird prägnant darauf eingegangen. Da die den Wörtern zugeschriebene Bedeutung auf die aktuelle Situation nicht übertragbar ist, schlägt alles von den Protagonisten Gesagte in Lüge um, weil sie sich des Wort-schatzes bedienen, der auf das Vergangene und nicht auf das Gegenwärtige Bezug nimmt:

Es ist möglich, daß wir von oben nach unten etwas zurufen, aber es werden nicht viele Worte gewesen sein, denn dies Geräusch mache alles Reden zur Lüge und drückte die Worte wehrlos nieder. (DU, 12)

Gleichzeitig läßt die oben angeführte Stelle den Menschen als letzte Stütze der Vergangenheit erscheinen, was Nossack einswelten indirekt signalisiert: Er sieht in der Tatsache, daß die Vergangenheit auf den Kopf des Menschen (der Ort, wo das Vergangene gespeichert ist) reduziert wird, eine große Chance, denn das Frühere könnte sich nicht wiederholen, wenn man es im Gedächtnis als Anti-Vorbild behält.

Über den Mangel an Übereinstimmung zwischen dem Wort, das ein stabiles Element der Wirklichkeit ist, und den ihm je nach Umständen auferlegten Bedeutungen, die als labile Bestandteile betrachtet werden, ist sich der Ich-Erzähler in *Nekyia* in der Hinsicht im Klaren, daß die Wörter mit keinem Inhalt gefüllt sind. Die bisherigen Sachverhalte, denen sie zugeordnet wurden, verschwanden, und das Wort an sich kennzeichnet sich durch Bedeutungsleere, die dem Zustand der Außenwelt entspricht und die der Annahme neuer Werte offensteht. Zugleich fällt wieder auf, daß der Mensch die Grenze zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart setzt. Dem von der Vergangenheit

<sup>12</sup> Vgl. Christof Schmid, *Monologische Kunst. Untersuchungen zum Werk von Hans Erich Nossack*, Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1968, S. 47.

geprägten Inneren des Protagonisten steht das dem Zustand der Weltentstehung ähnelnde und aus diesem Grunde keine Vergangenheit besitzende Äußere gegenüber:

Ich weiß, daß ich von Dingen rede, die jetzt keine Geltung haben. Ich habe noch die Worte dafür, ich gehöre ja selber dazu, doch sie mögen nicht mehr ganz genau stimmen. (N, 122)

So ist das Wort „Straße“ übriggeblieben, obwohl es an dem Objekt jetzt mangelt, auf das es früher übertragen wurde (DU, 39). Auf der anderen Seite kann es bei dem Wortinhalt auf nuancierte Bedeutungsunterschiede ankommen, die aber eine scharfe Trennungslinie zwischen dem Vergangenen und dem Gegenwartigen markiert und den Wandel des Wertesystems auch im Bereich der Sprache plastisch darstellt: Manche Wörter gewinnen die Bedeutung wieder, die vor der Katastrophe von Funktionellem verdeckt wurde:

Auch die Bäume in den Straßen einer Stadt hat man früher nicht als Bäume gehalten, sondern nur als Schmuck oder als Schutz gegen Sonne und Regen. (N, 123)

Die Vergangenheit kommt nur im Traum des Ich-Erzählers zurück, was ihm nicht schwer fällt, weil die Grenze zwischen Traum und Wirklichkeit nach der Katastrophe verwischt ist<sup>13</sup>. Die Verwischung der Grenze, von der Wendelin Schmidt-Dengler spricht, soll so verstanden werden, daß die früher in ihrer Form erstarrte Wirklichkeit zusammenbrach und eher die Merkmale des Traumes besitzt: Die Wirklichkeit entspringt völlig dem Inneren des Menschen. Die im Traum projizierte Vergangenheit bildet einen Bezugspunkt, wodurch das Frühere mit dem jetzigen konfrontiert wird und der Unterschied zwischen der Zeit vor und nach der Katastrophe verdeutlicht wird. Als Beweis dafür, daß die Vergangenheit im Traum erscheint, gibt es den in der Stadt selbst nicht vorhandenen Geruch des Gebratenen und den Lärm, denen man die die Wirklichkeit vom Traum abgrenzende Funktion nicht absprechen darf. Die Vergangenheit scheint sich sehr stark zu artikulieren, aber kann trotzdem nicht wiederkehren, denn ihre Versuche, den Bereich des Traumes zu verlassen, schlagen in das

Gegenteil um: Es ist so laut, daß man nichts hört, und so hell, daß es dunkel wird. Deshalb läßt sich feststellen, daß die Vergangenheit über die Grenze des Traumes nicht herzustellen ist und sich außerhalb der Wirklichkeit befindet. Der Ich-Erzähler sieht die Vergangenheit dank des Traumes, aber aus einer so entfernten Sicht, daß er zweifelt, ob sie überhaupt je existierte. Dieser Zweifel resultiert aus dem Mangel an Beweisen, die von ihr zeugen würden:

Natürlich weiß ich, daß etwas hinter mir liegt, aber es läßt sich nicht mehr beweisen. Damit man mir Glauben schenkt, müßte ich irgendwelche Reste oder Scherben vorzeigen können, doch es ist nichts mehr da. Nur noch Worte, und auch die Worte haben keine Gültigkeit mehr. (N, 138)

Im Traum offenbart sich auch der Haß des Protagonisten gegen das Vergangene, indem er seiner von der Gesellschaft erzwungenen Rolle des Außenseiters und des Oppositionellen entgegentritt und der in seine Befriedigung, mit der er der Zerstörung Hamburgs begegnete, Licht bringt:

Plötzlich aber wird es offenbar, daß man gar nicht derjenige ist, der immer nach der Sitte aller lebe und sich bemühe, nicht anders zu handeln, als man es von ihm verlangte. Dann bricht das ganze Scheingebäude zusammen und man steht ohne einen Halt da. (N, 125f.)

Die Befreiung von der Vergangenheit erfolgte hier vor allem dadurch, daß die tragischen Ereignisse den Protagonisten von allen anderen Angelegenheiten ablenkten, die sein bisheriges Leben bestimmten. Die Katastrophe nahm seine Gedanken in dem Maße in Anspruch, daß alles andere vergessen wurde und die früheren Probleme ihre Bedeutung verloren. Er konzentrierte sich nur auf die Folgen der Zerstörung und hörte auf, über das bis vor kurzem geltende Dasein nachzudenken, was im *Untergang* folgendermaßen formuliert wird:

Wir haben uns alle mit dem Gedanken einer Sinnflut beschäftigt, die Zeitergebnisse brachten es mit sich. Hieß das nicht schon die Vergangenheit im Stich lassen? (DU, 14f.)

Es wird betont, daß die Trennung von der Vergangenheit auch von Kummer begleitet war, weil die Katastrophe nicht nur Gemeinsames

<sup>13</sup> Vgl. Wendelin Schmidt-Dengler, *Hans Erich Nossack*. In: Benno von Wiese (Hrsg.): *Deutsche Dichter der Gegenwart*, Berlin 1973, S. 145.

(Ideologie) in den Abgrund stieß, sondern auch am Privaten (Gefühle) gerüttelt hat.

Die metaphorische Vernichtung der Vergangenheit hängt mit dem Gefühl der Zeitlosigkeit zusammen. Es ist Hans Geulen zuzustimmen, der das Zeitlose als Gegenwart, als Punkt zwischen zerstörter Vergangenheit und noch nicht bestimmter Zukunft interpretiert<sup>14</sup>. In dieser These klingt auch die Vermutung an, daß Nossack in die Tiefe der Zeit eindringt, um den Moment des fließenden Übergangs der Vergangenheit in die Zukunft zu erfassen und im Bewußtsein festzuhalten – so wird die Sicherheit der völligen Sterilisierung der Zeit von dem Vergangenen erlangt. Der Krieg teilte die Zeit in ein Davor und ein Danach, wobei das Davor nicht mehr existiert. „(W)er ihm noch anhing – schreibt Hanz Puknus – lebte ein Scheinleben, illusionär, ja verlegen“<sup>15</sup>. Damit wird wieder mit Nachdruck darauf verwiesen, daß die Vergangenheit nur im Traum zu finden ist. Im *Ubergang* symbolisiert den Bruch mit der Zeit die abgebrochene Uhr auf dem Turm der Kirche. Die Stellung des Zeigers auf Eins deutet auf den stets die Katastrophe implizierenden Beginn hin, und das verschonte Wort „Gloria“ scheint in bezug darauf, daß die Vergangenheit als verhaßt (DU, 16) bezeichnet wird, die Freude des Protagonisten über deren Verschwinden auszudrücken. Das Gefühl der Zeitlosigkeit, um die Meinung von Hans Geulen mit einem Zitat von Nossack zu untermauern, entspricht dem Erlebnis der Gegenwart:

Wir sind gegenwärtig geworden. Wir haben uns aus der Zeit gelöst. (DU, 50)

Den Menschen wurde also jetzt das Gefühl der Gegenwart zuteil, das ihnen früher fremd war, als die Kategorien von Vergangenheit und Zukunft das Heute unterdrückten<sup>16</sup>, was die Ereignisse in Deutschland übersehen und der Kontrolle entgleiten ließ.

Auch in *Nekyia* ist der Ich-Erzähler infolge der Zerstörung von Hamburg ins Zeitlose verfallen, wo nicht nur die Position des Prota-

<sup>14</sup> Vgl. Hans Geulen, *Hans Erich Nossack*. In: Dietrich Weber (Hrsg.): *Deutsche Literatur seit 1945 in Einzeldarstellungen*, Stuttgart 1970, S. 225.

<sup>15</sup> Hanz Puknus, *Kein Weg zurück. Über Hans Erich Nossack*. In: „Akzente“ (1976), H. 1, S. 63.

<sup>16</sup> Vgl. J. Kraus, *Hans Erich Nossack*, München 1981, S. 38.

gonisten zwischen der Vergangenheit und der Zukunft dargestellt wird, sondern sich auch die Außenwelt in einem ähnlichen Zustand befindet. In der Gegenwart schweben die schlafenden Menschen. Einerseits sind sie als Tote zu betrachten, weil sie kein Lebenszeichen von sich geben und ihre Zugehörigkeit zur Vergangenheit versimbildlichen – es gibt keine Person, die leben würde und so die Vergangenheit mit sich brächte. Andererseits ist stets von den Schlafenden und nicht von den Toten die Rede und somit wird die Hoffnung ausgedrückt, daß die scheinbar Toten lebendig werden, eine Zukunft vor sich haben und eine neue Vergangenheit entstehen lassen, was sie aus dem Zeitlosen herausrisse und ins Zeitliche wiederbrächte. Daß die Vergangenheit nicht mehr existiert, weil nichts zu finden ist, was an das Frühere erinnern würde, dessen vergewissert sich der Ich-Erzähler, indem er – wie im *Ubergang* – im zerstörten Hamburg keine Spur entdeckt, die die Angriffe überstände und vom Früheren zeugen würde. Nossack beschreibt das Zeitlose sehr eingehend und vielschichtig, als ob er sich darüber wundern würde, daß das von ihm erwünschte Ende der Vergangenheit wirklich zustande gekommen ist. Er entdeckt auch nichts, was das Neue verkünden würde, aber man erahnt es hinter den fast leidenschaftlich präsentierten Bildern der Vernichtung<sup>17</sup>.

<sup>17</sup> Der Zustand des Ich-Erzählers und der Schlafenden nach der Katastrophe erinnert an Hugo von Hofmannsthal's Begriff der Präexistenz, der noch die Identität von Ich und der Welt voraussetzt: „Mir erschien damals in einer Art von andauernder Trunkenheit das ganze Dasein als eine große Einheit: geistige und körperliche Welt schien mir keinen Gegensatz zu bilden, ebensowenig höfisches und tierisches Wesen, Kunst und Unkunst, Einsamkeit und Gesellschaft; in allem fühlte ich Natur (...) und in aller Natur fühlte ich mich selber (...)“ (Hervorhebung – A. P.) (Hugo von Hofmannsthal: *Der Brief des Lord Chandos*. In: Hugo von Hofmannsthal: *Gesammelte Werke* in 3 Bänden, Bd. 2, Berlin 1924, S. 178.) Indem wir dieses Zitat auf die Erzählung *Nekyia* übertragen, wird ersichtlich, daß Schlafende mit der Welt verschmolzen sind und eine Einheit bilden, die sich erst differenzieren wird. Die Absonderung des Ich von der Welt zieht einen Zerfall sowohl des Ich als auch der Welt in gegensätzliche, sich zu den ethischen und ästhetischen Größen abrundende Kategorien nach sich (Der Schlaf schlägt in den Tod oder ins Leben um). Die Einheit des Protagonisten und der Natur bei Hofmannsthal entspricht auch der Einheit des Protagonisten und der Welt bei Nossack: Die geistige Zerstörung im Inneren des Protagonisten in *Nekyia* findet in der physischen Zerstörung der Welt ihre Widerspiegelung. Christof Schmid bemerkt, daß

Einen Einblick in die Grundsätze, auf denen die Zukunft basieren soll, verschaffen uns die Versuche des Ich-Erzählers, die Bedeutung der Worte seiner Frau Misi zu erklären, die die Zukunft als „letzte große Chance“ (DU, 31) bezeichnet. Obwohl die Erwartungen der „das Rätsel“ (DU, 34) bleibenden Zukunft nicht präzisiert werden, ist von der Abschaffung der Kompromisse die Rede, die man „aus Bequemlichkeit oder falscher Rücksicht“ (DU, 32) einging. Dies zielt allgemein auf die zwischenmenschlichen Beziehungen ab: Kompromisse bringen die Menschen nicht mehr in Widerspruch zu sich selbst und führen dazu, daß sie von Existenzformen der anderen nicht einverleibt werden. Diese Priorität der Bedürfnisse jedes einzelnen soll aber, wie aus den *Nekyia* abschließenden Sätzen hervorgeht, eine harmonische Koexistenz in der Gemeinschaft nicht ausschließen. In der Harmonie werden auch Natur und Kunst als Elemente betont, woraus auf den Einklang mit dem Universum zu schließen ist.

Zusammenfassend läßt sich feststellen, daß der Katastrophe die Möglichkeit, sich von der Vergangenheit zu befreien, zugeschrieben wurde. Die Protagonisten versprechen sich von ihrem physischen Ausmaß die Vernichtung der im Bereich des Psychischen vorhandenen NS-Ideologie, was zusätzlich auf die Stärke der Erlebnisse, die die Bombardierung hervorgerufen haben, hinweist. Die Menschen wurden auf sich selbst zurückgewiesen. Alles, was die Menschen früher verband, verschwand. Besonders das Versagen der Sprache trug dazu bei, daß die Vergangenheit bewältigt zu sein schien und daß das Gefühl des Gegenwärtigen (Zeitlosen) entstand. Die Zukunft bekam die Chance, aus jedem einzelnen getrennt aufzutauchen und so herausgebildet zu werden, daß das Neue nicht von anderen aufgenötigt, son-

dern in Anlehnung an das unbegrenzte intellektuelle Potenzial von jedem Menschen entwickelt wird. Obwohl die Bombardierung von Hamburg außerstande war, die Denkgewohnheiten der Menschen zu ändern, wurde sie von den Protagonisten als Ansatz der Befreiung von der Erstückung im Nazismus angesehen.

Nossack und Hofmannsthal umgekehrte Richtungen vertreten: Während wir es bei Hofmannsthal mit dem Weg aus der Präexistenz in das Soziale zu tun haben, führt der Weg bei Nossack aus dem Sozialen in die Einsamkeit und Selbstbegegnung. (Vgl. C. Schmid, a. a. O., S. 23.) Man darf aber nicht vergessen, daß in Nossacks Auffassung die Welt nach der Katastrophe an die unbefleckte Existenz gelangte, aus der sich solche Strukturen herauskristalisieren sollten, die in Opposition zu denen vor der Katastrophe ständen. Deshalb kann man sagen, daß wir es bei Nossack auch mit dem Weg zum Sozialen als Ziel zu tun haben. Da sich die erwarteten Strukturen als utopisch oder nicht präzisierbar erweisen könnten, ist Nossacks ständige Bereitschaft zu erahnen, sich der Einsamkeit und der Erforschung des eigenen Ich zuzuwenden.